

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. R a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 678—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. E. J. Jäfel, Milwaukee, Wis.

21. Jahrg. No. 23.

Milwaukee, Wis., den 1. August 1886.

Lauf. No. 535.

Inhalt. — Die Congregationalisten. — Erzählungen zum Katechismus. — Einer, der auf den Leim getreten ist. — Heiden und Heidenchristen. — Trauerbotschaft. — Kürzere Nachrichten. — Missionsfest. — Einführung. — Ev.-Luth. Synodal-Conferenz. — Konferenz-Anzeigen. — Quittungen. —

Die Congregationalisten.

Als über die Puritaner in England zur Zeit der Königin Elisabeth die Verfolgungen ergingen, von denen wir in früheren Artikeln an dieser Stelle gehört haben, suchten einzelne Häuflein der Bedrängten Verbergung in Holland. Eine Staatskirche mit einem mächtigen Kirchenregiment war es, deren Druck sie sich durch ihr Entweichen hatten entziehen wollen, und es ist leicht verständlich, daß unter ihnen die Lehre willige Hörer fand, daß jede Anzahl Christen, die sich zur Erbauung aus Gottes Wort, Gebet und Werken christlicher Liebe vereinigt haben, eine vollständige, mit allen Rechten einer solchen ausgerüstete christliche Gemeinde oder Kirche sei, die ihre eigenen Angelegenheiten verwalten, ihre Prediger und Lehrer berufen und bevollmächtigen könne. Ihr erster namhafter Führer war ein unruhiger Geist Namens Robert Brown, der als achtzigjähriger Greis auf seinem Sterbelager von sich sagen konnte, er sei zweihundertdreißigmal in Haft gewesen und habe mehrmals in so dunklen Kerkern gelegen, daß er darin bei Tage die Hand nicht vor den Augen habe sehen können. Nach ihm wurden seine Anhänger eine Zeitlang Brownisten genannt. Später aber gewannen sie einen fähigeren und besonnenen Führer in dem Prediger John Robinson. Brown hatte mit der ihm eigenen Maßlosigkeit alle kirchlichen Gemeinschaften, die ein einheitliches Kirchenregiment anerkannten, besonders aber die bischöfliche Kirche in England, als außerhalb der Christenheit stehend verdammt; auch galt bei den Brownisten die Ordnung, daß aus der Zahl der „Brüder“ einige gewählt wurden, die, so lange die Gemeinde sie in ihrer Stellung zu belassen für gut fand, das Lehramt in der Gemeinde führen, predigen und die Sacramente verwalten sollten, und zwar nur in der eigenen Gemeinde; dabei war es aber jedem Gemeindegliede erlaubt, öffentlich im Gottesdienste das Wort zu ergreifen, zu fragen, zu lehren oder zu beten, und alle vorgeschriebenen Gebetsformulare sollten verboten sein. Robinson hingegen erkannte an, daß jene anderen Kirchen um der von ihnen eingeführten Verfassung willen nicht als un- und außerchristliche Gemeinschaften dürf-

ten bezeichnet und verworfen werden, vielmehr auch unter ihnen wahres Christentum bestehen und gedeihen könne, obschon festzuhalten sei, daß allerdings die Verfassung, nach welcher jede Gemeinde als ganze und vollständige Kirche unabhängig (independent) von anderen Kirchen bestehe, die beste und der Verfassung der ersten Christengemeinden am meisten entsprechende sei. Nach diesem Grundsatz wurden die Vertreter desselben auch Independenten genannt.

Von Holland aus machte sich eine Anzahl Glieder einer Independentengemeinde in Leyden auf nach Amerika, und unter der Leitung des Ältesten William Brewster kamen nach den Beschwerden und Gefahren einer langen Seereise die „Pilgerväter“ am 21. December 1620 zu Plymouth in Massachusetts an. Andere Gemeinden folgten später nach, so die von Salem im Jahre 1628, die von Boston 1630, die von Hartford und Saybrook 1635, die von New Haven 1638. Diese Colonisten brachten noch einen stark Brownistisch gerichteten Geist mit. Nicht nur wurden Andersgläubige nicht kirchlich als Christen anerkannt, sondern sie sollten nicht einmal bürgerlich geduldet werden. Nur Glieder von Congregationalisten-Gemeinden konnten das Stimmrecht erlangen und zu bürgerlichen Aemtern gewählt werden. Baptisten und Quäker wurden mit Schlägen, Gefängnis, Geldstrafen, Verbannung, ja die Quäker auch mit Verstümmelung und Todesstrafe belegt. Zur Beschaffung des Gehaltes der Prediger wurde die ganze Bürgerschaft ebenso besteuert, wie zur Besoldung des Gouverneurs, wie denn in Connecticut die Besteuerung des Volks zur Erhaltung des Kirchenwesens erst im Jahre 1816, in Massachusetts gar erst 1833 abgeschafft worden ist. Strenge Sonntagsfeier, der Besuch der öffentlichen Gottesdienste und andere Stücke christlichen Lebens wurden von Obrigkeit wegen mit schwerer Strafe erzwungen. Als die Zahl der Gemeinden größer wurde, suchte man doch eine gewisse Gemeinsamkeit des Handelns, und im Jahre 1637 wurde die erste Synode abgehalten, indem Prediger und Gemeindeglieder zu Cambridge in Massachusetts zusammentraten; doch wurde dieser Synode nur beratende Befugnis den Gemeinden gegenüber zuerkannt. Die zweite allgemeine Synode versammelte sich im Jahre 1646 ebenfalls in Cambridge und bekannte sich zur Westminster Confession. Damals waren überhaupt die Independenten oder Congregationalisten streng calvinistisch, wie es viele unter ihnen noch heute sind; doch wollen sie kein Bekenntnis als für alle Gemeinden in symbolischer Geltung stehend angesehen wissen, wie denn auch die

einzelnen Gemeinden ihre eigenen Glaubens-Bekanntnisse haben, deren Annahme sie von solchen, welche Aufnahme bei ihnen begehren, verlangen. So kennen sie auch keine allgemeine Congregationalisten-Kirche, wie wir von der lutherischen Kirche, der Episkopalkirche, der Methodistengemeinde reden, sondern sie kennen nur Congregationalisten-Kirchen, Congregational churches, nämlich die einzelnen Gemeinden, deren Zahl in den Vereinigten Staaten beträchtlich geworden ist. Bei der allgemeinen Synode zu St. Louis, Mo., die im Jahre 1880 gehalten wurde, waren 3842 Prediger, 3674 „Kirchen“ oder Ortsgemeinden und 382,920 Gemeindeglieder durch 311 Delegaten vertreten. Die Congregationalisten haben theologische Seminarien in Bangor, Andover, Hartford, New Haven, Oberlin, Chicago und Oakland (Cal.) Doch sind die Tage des alten strengen Puritanertums vorüber, und schon im vorigen Jahrhundert hat der Rationalismus ganze Gemeinden verschlungen, die als Unitarier, Universalisten oder wunderliche Schwärmer noch die äußere Form eines Kirchenwesens beibehalten haben und fortführten, aber dabei ihrem Glauben oder vielmehr Unglauben nach heidnisch sind. Leute dieses Schlags haben viele der öffentlichen Lehrstühle an den Schulen Neuenglands inne und tragen durch ihren Einfluß in Wort und Schrift nicht wenig bei zur Untergrabung und Austilgung des alten Glaubens auch in solchen Kreisen, in denen man bisher noch die heilige Schrift als Gottes Wort und Christum als Gottes Sohn und den Heiland seiner Gläubigen anerkannt hat. Aber auch der ausgesprochene Unglaube, der Gott und Geist leugnet und nichts Heiliges unbegeistert läßt, hat sich unter den puritanischen Congregationalisten seine zahlreichen Anhänger und Beförderer gesucht und gefunden.

In England gewann der Independentismus nur auf kurze Zeit einen bedeutenden Einfluß. John Robinson war mit einem Theil der Gemeinde in Leyden zurückgeblieben, und eine Anzahl Glieder dieser Leydener Congregation begab sich nachher zurück nach England und gründete in London die erste bleibende Congregationalisten-Gemeinde nach dem Muster der Gemeinde, von der sie ausgegangen waren. Um das Jahr 1624 wurde John Lathrop Prediger dieser Gemeinde. Er wurde 1632 mit vierzig Gliedern seiner Gemeinde ins Gefängnis geworfen; nach seiner Befreiung zog er mit dreißig Personen von seiner Herde nach Amerika und gründete hier die Gemeinde von Scituate, Mass. Eine Gemeinde, die von Gliedern der Kirche zu Scituate in West Barnstable gegründet

wurde, besteht heute noch. Die in England zurückgebliebenen Brüder mußten noch lange in der Verborgenheit, hin und her in Privathäusern ihre Gottesdienste halten. Aber in der Verfolgung erstarkten die Gemeinlein, und es kam die Zeit, da waren die Independents in England nicht mehr die Verfolgten, auch nicht die Geduldeten, sondern die Herrschenden. Auf der blutigen Wahlstatt von Marston Moor, wo mit den königlichen Fahnen auch die Ansprüche der bischöflichen Staatskirche Englands in den Staub sanken, war es der Independent Oliver Cromwell, durch dessen kühnen Reiterangriff an der Spitze seiner „Eisenseiten“ der Sieg in letzter Stunde den Puritanern, den verbündeten Engländern und Schotten zufiel, und Cromwell war es auch, der nun von Schritt zu Schritt die Sache, der er zum Sieg verholfen hatte, weiter führte, der den Sieg ausbeutete und unter den schwierigsten Verhältnissen ein Heer schuf, mit dem sich dann Sieg an Sieg reihen ließ. Aber nicht nur die Armee erfuhr eine Umgestaltung, sondern auch die kirchliche Bewegung wurde in neue Bahnen gelenkt, und als nach langem, gewaltigem Ringen die königlich-bischöfliche Partei unterlag, da ereignete sich das Merkwürdige, daß aus dem Kampf, welchen die Presbyterianer gegen die nun Unterlegenen aufgenommen hatten, die Congregationalisten als Sieger hervorgingen. Denn als das Kirchenwesen im Lande nun umgebaut werden sollte, wurden nur an wenigen Orten Presbyterianer eingerichtet, hingegen fast durch das ganze Land hin nur freie Kirchenvereine gestattet. Durch das Heer wehte der independentische Geist mit Macht. Bei den Parlamentswahlen ließ man mehr und mehr die presbyterianisch gesinnten Candidaten fallen und wählte Independents. Als im Jahre 1658 die Congregationalisten behufs eines engeren Zusammenschlusses eine Versammlung in der Savoy abhielten, erschienen hier Abgeordnete von über hundert Gemeinden. Das von dieser Versammlung angenommene und von allen ihren Gliedern unterzeichnete Bekenntnis, die Savoy Declaration, sollte zwar nicht als Symbol für sämtliche in der Versammlung vertretenen Gemeinden bindend sein; doch haben sich die Congregationalisten auch in Amerika zu dieser calvinistischen Lehrdarstellung bekannt.

Als dann die Stürme der Revolution verbraucht waren und, was Cromwell aufgebaut hatte, wieder umgestoßen wurde, mußten auch die Independents in neuen heftigen Verfolgungen erfahren, daß die Zeiten wieder andere geworden waren, und Tausende wanderten nach dem Lande der Unabhängigkeit, Amerika, aus. Erst unter Wilhelm von Oranien erlangten sie staatliche Duldung, und seitdem haben sie auch in England zahlreiche Gemeinden gegründet und eine reiche Thätigkeit besonders auf dem Gebiet der Heidenmission entfaltet, wie denn die große Londoner Missionsgesellschaft auf Anregen und Betreiben der Congregationalisten ins Leben getreten ist.

Was wir über die Lehrstellung der Presbyterianer gesagt haben, das gilt den Hauptsachen nach auch von den Congregationalisten. Sie lehren falsch von der Erlösung, der Person Christi, den Gnadenmitteln, der Berufung, der Ermählung, den Sacramenten, besonders vom hl. Abendmahl, auch anderen Stücken, können daher von uns nicht als Glaubensgenossen angesehen werden.

G.

Erzählungen zum Katechismus.

III.

Zum dritten Gebot.

In einer Stadt hatte sich eine Gesellschaft junger Leute zusammen gethan, die alles trieben, was nicht taugte. Statt den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, trieben sie sich regelmäßig in Wein- und Bierhäusern umher, und wenn der Sonntag zu Ende ging, kamen sie betrunken zu Hause. Nur einem unter ihnen schlug endlich sein Gewissen. Der wollte nicht mehr mitthun, machte sich los von seinen Kameraden, ward ein rechtschaffener, christlicher Mann und erhielt später ein Richteramt. Da geschah es nun eines Tages, daß er einen Mann zum Tode verurteilen mußte, in dem er einen seiner alten Spießgesellen erkannte. Der Fall ergriff ihn aufs tiefste, und er konnte sich nicht enthalten den Mann zu fragen, wo denn die Uebrigen, ihre Genossen, geblieben wären? „Das mag Gott wissen,“ sagte der Unglückliche, „auf Erden ist keiner mehr. Sie sind alle unter Schwert und Dbrigkeit gefallen, jetzt kommts an den letzten!“

Ein Amtmann auf einem Dorfe in Sachsen erlaubte den Bauern wider des Pfarrers Rath und Willen am Sonntag einen Döhsen mit Würfeln auszuspielen. Darüber kams zwischen den Spielern zu Streit, zwei Bauern wurden erstochen und blieben todt auf dem Spielplatz liegen. Der Pfarrer setzte den Amtmann zur Rebe, daß er, der Amtmann, dies Blut auf seinem Gewissen habe; der aber antwortete, wenn man des Sonntags Vormittags Predigt höre, sei der Sonntag wohl gefeiert und könne darnach nichts Sündliches mehr sein. Der Pfarrer sprach: „Es steht aber vom ganzen Feiertag geschrieben: Du sollst ihn heiligen!“ „Ei,“ erwiderte der Amtmann spöttisch, „es steht noch mehr geschrieben und wird nicht gehalten. Ist solch Spielhalten am Sonntag unrecht, so gebe Gott, daß ich keins mehr erlebe.“ Gott hat ihm gethan nach seinen Worten, denn er starb jählings dahin noch vor dem nächsten Sonntage.

Im Haager Tageblatt las man Folgendes: In unserm Vaterlande giebt es irgendwo eine Papierfabrik. Der Eigentümer, ein Mann ohne Gottesdienst und ein Spötter, hat durch seine Bemühung manchen Verwandten und Knecht zum Unglauben zu verleiten und vom Evangelium abziehen gewußt. Bei mehreren war es ihm geglückt. Nun wurde vor einigen Wochen der Plan ausgeführt, in der Mühle eine Dampfmaschine anzubringen. „Wo ich Hundert gewonnen habe, werde ich auch Tausend gewinnen,“ so lautete die Prahlerei des unglücklichen Mannes; seine Arbeiter, sagte er, könnten nun nicht mehr zur Kirche gehen noch Sonntag feiern, denn es müßte Sonntag und Werktag durch gearbeitet werden. Der Tag der Einweihung der Dampfmaschine war gekommen. Viele Verwandte und Neugierige waren gekommen. Man trank starke Getränke; die Freude war groß. Nun mußte noch gespottet werden. „Man sagt, daß es eine Hölle giebt; wohlan, das ist auch eine Hölle,“ ruft der Fabrikant, indem er auf den glühenden Kessel hinwies, „in der Hölle wird es auch so schlimm nicht sein, wie die Leute sagen. Niemand ist gekommen, es zu sagen.“ Hierauf entstand ein allgemeines

Gelächter und Gespötte. Doch halt! Da wurde ein sonderbares Geräusch gehört; der Fabrikant geht eilends hin um zu untersuchen, was es sein möchte. Als er über den Kessel kam, fand eine Explosion statt. Feuer und Dampf erfüllte das Haus, Schrecken aller Herzen. Als man etwas zu sich selbst gekommen war, sah man sich nach dem Fabrikanten um; man fand ihn über einen Balken hängend, verstümmelt und todt. — Kein menschlicher Zufall soll die kräftige Sprache dieser That abschwächen, deren Echnheit verbürgt wird.

Ein Mann Namens Pietsch lebte mit seinem erwachsenen Sohne in den Lasteren des Saufens und Spielens, und alle Warnungen des Predigers waren vergebens. Einst meldete sich gedachter Mann zum heiligen Abendmahl. Prediger Leidenberger ermahnte ihn noch einmal sehr ernstlich. „Pietsch!“ sagte derselbe, „wie ich höre, seid ihr sehr oft ermahnt worden, und immer vergebens. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Es ist mir, als würdet ihr das letzte Mal gewarnt.“ Pietsch versprach alles, ging zum heiligen Abendmahle und fing mit seinem Sohne noch denselben Tag das alte Leben an, und zwar bis in die Nacht. Den andern Tag kommt der Sohn zum Prediger und bittet ihn, seinen Vater zu besuchen, er wäre krank und es sei was recht sonderbares mit ihm. Der Prediger findet ihn, als er hineinkommt, im Bette sitzend. Er erkundigt sich nach den Umständen seiner Krankheit, und Pietsch beantwortete alle Fragen richtig. Der Prediger fing hierauf an: „Wenn es aber nun hieße: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben?“ Bei diesen Worten sank der Kranke um und schlief. Der Prediger erschrak. Der Sohn aber zankte auf den Vater und richtete ihn in die Höhe, aber sowie der Pastor wieder anfing, über sein Seelenheil zu reden, schlief der Kranke wieder ein. Er ward wieder aufgerichtet und weinte. „Herr Pastor,“ sagte er, „ich kann nicht anders; sowie Sie anfangen so zu reden, kommt mirs wie der Blitz, ich muß schlafen.“ Der Prediger versuchte es und redete mit ihm von wirthschaftlichen Dingen; dies alles beantwortete er richtig; aber beim ersten Wort ans Herz schlief er, und starb auch leider dieselbe Nacht so dahin.

Eine Buchhändlerin in Paris hatte viel von einem Prediger gehört und besuchte seine Kirche. Gerade diesmal sprach jener Prediger gegen die ungläubigen Bücher, die so viele Seelen um den Segen des Wortes Gottes bringen. Mit großem Nachdruck redete er von dem Unheile, das sie schon gestiftet hätten, wie von dem Segen des göttlichen Wortes. Das Gewissen der Buchhändlerin, welche mit solchen Büchern einen besonderen Handel trieb, wurde dadurch aufgeweckt. Mit Thränen in den Augen eilte sie nach dem Gottesdienst zu dem Prediger. Sie sprach: „Sie haben mir eine große Wohlthat erzeigt! Sie lehrten mich die Strafbarkeit meines verderblichen Gewerbes erkennen! Das gute Werk wurde von Ihnen begonnen, vollenden Sie es auch. Suchen Sie alle Bücher aus meinem Buchladen, die der Sittlichkeit und Religion nachtheilig sind. Lieber will ich Geld, als meine Seele verlieren!“ Als nun der Prediger eine sehr bedeutende Anzahl solcher schlechten Schriften in ihrem Laden fand, ließ sie dieselben sogleich in seiner Ge-

genwart vernichten, damit keine Seele weiter durch ſie geärgert werden könne.

Es ſind einmal zweien Schuſter geweſen, von denen hatte der eine ein Weib und viele Kinder, der andere aber nur ein Weib und kein Kind. Der nun die vielen Kinder gehabt, war fromm, iſt gern zur Kirche gegangen und hat die Predigt fleißig gehört, alsdann hat er friſch auf ſein Handwerk gearbeitet, und iſt ihm gut gegangen in ſeiner Nahrung, alſo daß er reich geworden. Der andere hingegen, welcher keine Kinder gehabt, iſt ſtets über der Arbeit gelegen und hat ſich keine Ruhe und keine gute Stunde gegönnt, alſo daß er auch Sonntage und Feſttag und heilige Abende, auch des Nachts nicht geſiehet, und doch hat es nirgends mit ihm vorwärts gehen wollen, ſondern iſt zu nichts gekommen als lauter Schulden. Da geht er einmal zu dem reichen Meiſter und fragt: „Bruder, mit Verlaub, wie geht das zu? Du haſt ſo viele Kinder und biſt ſo reich und plagſt dich lange nicht wie ich, und ich hingegen habe keine Kinder, laß mirs Tag und Nacht ſauer werden und komme doch zu nichts.“ Der fromme Schuſter ſagt: „Morgen früh gehe mit mir, ſo will ich dir weiſen, wo ich meinen Reichtum her habe.“ Da er nun früh morgens kam, führte er ihn mit ſich in die Kirche und am andern Tage that er auch alſo. Als er aber am dritten Tag ihn wieder mit ſich nehmen wollte, ſagte der andre, den Weg zur Kirche wiſſe er wohl ſelbſt, er hätte nur zu wiſſen begehrt, wie man reich würde und ſolche Schätze bekäme, wie er, das ſollte er ihm weiſen. Da ſprach der reiche Schuſter: „Haſt du noch nicht gehört, daß der Herr Chriſtus im Evangelio ſagt: Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch das Andere alles zuſallen? Ich weiß keinen andern Ort, da man beides, den Schatz der Seele und des leiblichen Lebens erlangen kann, denn in der Kirche.“ Der arme Schuſter ſagte: „Du kannſt recht haben, Bruder!“ ging von nun an gerne zur Kirche, hörte fleißig Gottes Wort, ſo kam er von ſeinen Schulden und erlangte auch einen glücklichen Fortgang in ſeiner Nahrung.

Der Sächſiſche Hoſprediger Jrenäus erzählt von einem Schweizer, Daniel Caſtander, der am Hof ſich aufhielt, den Gottesdienſt verachtete und über Predigt und Sacrament aufs Höchſte ſpotten konnte. Jrenäus warnte ihn unter vier Augen und, als dies nicht half, im Beiſein mehrerer hoher Perſonen; zuletzt bedrohte er in einer ernſten Bußpredigt alle Spötter, die ſich nicht beſſern wollten, mit dem Gericht Gottes. Einige der Zuhörer, die von ſeiner Predigt erſchüttert waren, fragten den Schweizer, was er ſich dabei gedacht habe; dieſer aber erwiderte höhniſch, er habe nichts gehört, denn er habe zuvor ſich die Ohren mit Baumwolle zugestopft, und das hatte er wirklich gethan. Nicht lange darnach reitet er mit einem Rath des Herzogs Wilhelm von Sachſen, Namens Lorenz Lang, auf den er einen geheimen Groll hatte, durch einen Wald im Frankenland, und wie er nun nach ſeinem eigenen Willen in die Gewalt des Satans gegeben war, ſchoß er dieſen unverſehens und meuchlings durch den Rücken. Der Unglückliche ſank mit einem Seufzer vom Pferd und ſagte: „Daniel, warum thuſt du an mir wie ein Schelm,

da ich dir doch nie ein Leid gethan?“ Darüber kam den Mörder eine ſolche Reinsangſt an, daß er ſein Schwert auszog, um ſich auch zu tödten. Weil er aber einen Koller von dickem Leder an hatte, ging das Schwert nicht durch. Da ſtieg er vom Pferd, knüpfte den Koller auf, ſtürzte ſich in ſein Schwert und wälzte ſich mit verzweifeltem Stöhnen im Gras, bis ihm die Seele ausfuhr. So gehts den Verächtern.

Es iſt eine alte, aber ſchlechte Ausflucht, daß das Kirchengehen noch keinen Chriſten mache. Zu Rom war ein gelehrter Redner Namens Viktorinus, der raunte dem alten frommen Simplicianus ins Ohr: „Sei gewiß, ich bin der eurige, ich werde noch als ein Chriſt ſterben.“ Da ſprach Simplicianus: „Ich glaube es nicht, ich ſehe dich denn in unſer Kirche.“ Darauf lächelte Viktorinus und ſprach: „Höre ich recht? So machen eure Kirchwände einen Chriſten?“ Er wollte es nämlich mit ſeinen vornehmen großen Freunden in der Heidenſchaft nicht gerne verderben. Simplicianus erwiderte: „Das wohl nicht, aber der Herr Jeſus ſpricht: Wer mich verleugnet vor den Menſchen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmliſchen Vater.“ Da ſchlug der Redner in ſich, kam bald darauf unverſehens zu Simplicianus, bat, er wolle ihn mitnehmen, und bekannte ſeinen Glauben öffentlich von der Kanzel.

Ich liebe dein Wort über Gold und über feines Gold. Pf. 119, 127.

Ein Chriſtlicher Inſulaner auf Drosonga wollte gern ein neues Teſtament haben. Es war für ihn das Ziel ſeiner heißesten Wünſche. Aber wie es erhalten? Denn Geld hatte er nicht. Er wußte Rath. Er umzäunte ein Stück Land, bepflanzte es mit Pfeilwurzelu, und lud ſie, als ſie reif waren, in ſeinen Kahn, um ſie an Geldes Statt nach der Miſſionsſtation zu fahren. Schon war er nahe am Ziel ſeiner Reiſe; da erhob ſich ein Sturm. Sein Kahn ſchlug um, und die Mühe des ganzen Jahres und mit ihr ſeine Hoffnung lag im Meere; doch rettete er durch Schwimmen ſein Leben und ſeinen Kahn. In der irrigen Meinung, er würde ohne Bezahlung kein neues Teſtament bekommen, fuhr er traurig wieder nach Hauſe. — Was that er nun? Er bebautete noch einmal ſein kleines Feld, wartete noch einmal bis zur Erntezeit, brachte dann glücklich ſeine Bezahlung an Ort und Stelle, und ſeinen Schatz nach Hauſe.

Ich habe Luſt zu den Zeugniffen.—Meine Augen ſehen ſich nach deinem Heil und nach dem Worte deiner Gerechtigkeit. Pf. 119, 24, 123.

Ein Miſſionar, der die Steppen Canadas durchzieht, begegnet einer armen Indianerin. Er redet ſie an, ermahnt ſie, und kaum hat ſie in ihm einen Prediger des Evangeliums erkannt, als ſie ihn inſtändigſt bittet, ihr doch eine Bibel zu ſchenken. Sie habe nur Weniges daraus leſen hören, aber das Wenige ſei hinreichend, ſie zu überzeugen, daß dieſes Buch und dieſes allein die Wunden ihres Herzens heilen könne; da wolle ſie denn gern dieſe Gelegenheit benutzen und ſich eine Bibel verſchaffen. — Leider hat der Miſſionar außer ſeinem Neuen Teſtament keine Bibel bei ſich, und von dieſem mag er ſich nicht gern trennen. Aber er kann den flehentlichen Bit-

ten nicht widerſtehen; er leiht es ihr unter der Bedingung, daß ſie es ihm nach einem Monat wieder an dieſe Stelle bringen ſollte. — Der Monat iſt um. Der Miſſionar iſt wieder an dem Platze, und bald ſieht er auch die Indianerin langſamen Schrittes und trüben Blickes nahe. Er kann es ihr ſchon von Weitem anſehen, daß ſie keine gute Botſchaft zu bringen weiß. „Haſt du das Buch?“ fragte er. „Nein,“ antwortete ſie traurig. „Nun, was haſt du angefangen damit, gewiß verkauft?“ fragte er. „Ach nein,“ antwortete ſie, „ich hatte es in meine Hütte mitgenommen, und laß meinen Nachbarn darauß vor. Als dieſe aber die gute Botſchaft hörten, wollten ſie durchaus das Buch haben; ich konnte ihrem Drängen und Bitten nicht widerſtehen, ich mußte jedem ein Stück deſſelben geben, und hier iſt mein Antheil.“ Damit zog ſie ein paar Blätter aus ihrer Taſche. — Lieber Leſer, ſo theuer iſt dieſen erweckten Heiden das Wort Gottes. Und du — und ich? Wir haben es, und iſt es uns auch ſo köſtlich?

Eins bitt ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hauſe des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu ſchauen die ſchönen Gottesdienſte und ſeinen Tempel zu beſuchen. Pf. 27, 4.

Ein ſchönes Zeugniß von der Liebe zu Gottes Wort erzählt ein weſtindiſcher Miſſionar auf Tortola: „Ich predigte hier in einer unſrer Kapellen. Als ich eben meine Predigt ſchloß, riß ſich mein Pferd, das draußen angebunden war, los und ſprengte in den Wald. Ich mußte daher in einem Fiſcherboot nach Hauſe zurückkehren. Als ich in den Kahn trat, kam ein altes, ſchwaches Negerweib von etwa ſiebenzig Jahren herbei und bat um eine Ueberfahrt nach Buſd Island, einem kleinen, abgeriffenen und öden Landſtück eine halbe Stunde von Tortola. Wie ſtaunte ich auf der Fahrt zu hören, daß die ehrwürdige Frau jeden Mittwoch Abend allein und zu Fuß von der Inſel herüber auf Tortola kam, um die Predigt zu hören, und auch ſo wieder heimkehrte. Ihr Weg war eine Felsreihe, einen bis drei Fuß unter der Waſſerfläche. Auf dieſer gefährvollen Straße wandelte die Alte, nur ihren Stab in der Hand, zum Hauſe Gottes in mancher dunklen Nacht, in manchem ſauſenden Winde. — So höre auf, mit leeren Ausreden von körperlichen Leiden, ſchlechten Wegen oder unfreundlichem Wetter dich um den Dienſt des Herrn in der Gemeinde zu bringen. Oder ſoll ich dir den Kirchweg Chriſtlicher Indianerſtämme in Nord-Amerika ſchildern? Sie kommen oft viele Meilen weit, ſetzen beim Treibeis über den Fluß Cumberland und wagen ihr Leben, um nur an dem großen Vorrecht des Erſcheinens im Gotteshaufe Theil zu nehmen; ſelbſt dann iſt ein leerer Platz in der Kirche ſelten, wenn die Kälte ſo groß iſt, daß der Hauch aus dem Munde zu Eiszapfen gefriert, die ſich an die Decke ſetzen. — Werden ſolche Kirchgänger nicht einſt zeugen wider unſre ſatte, kirchſcheue deutſche Chriſtenheit?

„Jetzt ſind ihrer viel, die da ſagen: O, ich habe das Evangelium ſchon gelernt, ich kann es nun gar wohl, es hat keine Noth mit mir. Ja, viel dürfen auch wohl herausfahren und ſagen: Was dürfen wir mehr der Pfarrer und Prediger? Können wir doch ſelbſt daheim leſen! Gehen alſo ſicher dahin und leſen es daheim auch nicht.“

L u t h e r. Erl. 4, 401.

Einer, der auf den Weim gekrochen ist.

In der Nummer unseres Blattes vom 1. Januar d. J. theilten wir unter den „Kürzeren Nachrichten“ unsern Lesern folgendes mit:

„Ein norwegisches Kirchenblatt bringt folgende Nachricht aus Schottland. Ein reicher Schotte hat 18,000 Kronen (\$4,500) ausgesetzt für jeden Katholiken, der eine einzige Stelle aus der heiligen Schrift anführen kann zum Beweis, daß man zur Jungfrau Maria beten soll; 18,000 Kronen für jeden, der mit einem Bibelspruch beweisen kann, daß nur die Priester den Wein im heiligen Abendmahl genießen dürfen; 18,000 Kronen für jeden Römischkatholischen, der auch nur eine Bibelse Stelle anführen kann, aus welcher hervorgeht, daß St. Petrus nicht verheirathet war; 18,000 Kronen für den, der mit einer Bibelse Stelle beweisen kann, daß man zu den Todten oder für die Todten beten soll; 18,000 für jeden, der eine einzige Bibelse Stelle anführen kann, worin gesagt wäre, daß es mehr als einen Mittler zwischen Gott und den Menschen giebt; 18,000 Kronen für jeden Papisten, der eine Schriftstelle beibringen kann, die beweist, daß Petrus Bischof in Rom gewesen ist; 18,000 Kronen für jeden, der einen Bibelspruch nachweist, welcher besagt, daß die Jungfrau Maria uns selig machen kann, und 18,000 Kronen für jeden Römischkatholischen, der mit einer einzigen Stelle des Neuen Testaments beweisen kann, daß der Pabst Christi Stellvertreter und St. Petri Nachfolger sei.

Da könnte ja nun, falls es mit der römischen Lehre in den angeführten Stücken seine Richtigkeit hätte, ein Papist mit leichter Mühe ein reicher Mann werden. Unser Schottländer wird aber, falls er nicht anderweitig Verwendung für seine Kapitalien findet, sein Geld behalten müssen.“

Dies Stückchen wurde in den ersten Wochen und Monaten des Jahres in vielen kirchlichen Blättern, auch jenseits des Meeres, abgedruckt. Auch brieflich erkundigte man sich bei uns nach dem Namen jenes Schottländers, da man sich mit ihm in Verbindung setzen wollte, und da wir nicht in der Lage waren, auf diese Frage Auskunft zu geben, verwiesen wir auf unsere Quelle, ob dort vielleicht Name und Wohnort des schottischen Prämien-Ausschreibers in Erfahrung zu bringen wäre, gaben aber zugleich die einem englischen Blatte entnommene Adresse eines Amerikaners an, der ähnliche Angebote gestellt haben sollte.

Seitdem sind nun wieder Monate verflossen; da werden wir auf folgende Weise wieder an unsern Schotten und seine Prämien erinnert. Der „Lutheraner“ in St. Louis, der in No. 6 des laufenden Jahrgangs die Geschichte auch mitgetheilt hatte, bringt in der Nummer vom 15. Juli unter der Ueberschrift: „Die Papisten können ihre Lehren nicht aus der heiligen Schrift beweisen,“ den Anfang eines Artikels, in welchem in trefflicher Weise gezeigt wird, wie das in St. Louis erscheinende Jesuiten-Blatt „Herold des Glaubens“ sich weidlich auf den Weim begeben hat durch das Unterfangen, auf die in jener Nachricht liegende Herausforderung einzugehen, und die löbliche Redaktion des „Lutheraner“ wolle uns erlauben, ihren Artikel auch unsern Lesern vorzulegen. Wir lassen denselben hier folgen.

„Die lieben Leser werden sich erinnern, daß vor einiger Zeit im „Lutheraner“ (No. 6) mitgetheilt ward, daß ein reicher Schotte 180,000 Kronen (Thaler) als

Prämie ausgesetzt habe für Katholiken, welche zehn römische Irrlehren mit Bibelsprüchen beweisen können, daß er für jede Irrlehre nur einen Bibelspruch als Beweis gefordert und für jeden Beweis 18,000 Kronen versprochen habe.

Das hiesige Jesuiten-Blatt, der „Herold des Glaubens“, nimmt (No. 31) darauf Rücksicht und bezeichnet die Geschichte als Lüge. Und warum soll es Lüge sein? Er schreibt: „Die reichen Schottländer ziehen es vor, auf die Schweizerberge zu klettern und die Sehenswürdigkeiten der Welt sich zu begaffen, als auf theologische Streitfragen sich einzulassen.“ Der „Herold“ rechnet auf die Dummheit seiner Leser, die auch einen so fürchterlichen Schluß verschlucken werden: Die Schottländer ziehen es vor, auf die Schweizerberge zu klettern, als auf theologische Streitfragen sich einzulassen, darum hat kein Schottländer 180,000 Kronen als Prämie für den Beweis der fraglichen Lehrpunkte aussetzen können!

Trotzdem geht der „Herold“ auf die Fragen ein und versucht sie „wegen der Leichtgläubigen und Schwachgläubigen und Unwissenden“ zu beantworten. Und schön ist's, daß der Schreiber sich vorher, ehe er sich an die Arbeit macht, mit Don Quixote vergleicht. Er sagt nämlich: (es) „fiel uns der spanische Ritter Don Quixote ein, der einst gegen eine Windmühle mit eingelegter Lanze sprengte, im Glauben, sie sei ein zu bekämpfender Riese. Diesem Don Quixote sind wir, indem wir diesen Artikel schreiben, zu vergleichen. Wir rennen gegen etwas an, was des Anrennens gar nicht werth ist. Die protestantische Religion ist eine Windmühle.“ Der Schreiber bezeichnet sich also selbst als Ritter von der traurigen Gestalt, als einen abenteuerlichen Schwärmer; und abenteuerlich genug ist die Weise, wie er seine römischen Irrlehren zu beweisen sucht.

Die zehn Lehren, welche die Römischen beweisen sollen, sind folgende:

1. Daß man zur Jungfrau Maria beten soll,
2. daß nur die Priester den Wein im heiligen Abendmahl genießen dürfen,
3. daß Petrus nicht verheirathet war,
4. daß die Priester nicht heirathen dürfen,
5. daß man zu den Todten oder für die Todten beten soll,
6. daß es mehr als einen Mittler zwischen Gott und den Menschen giebt,
7. daß Petrus Bischof in Rom gewesen ist,
8. daß die römische Kirche die älteste ist,
9. daß die Jungfrau Maria uns selig machen kann,
10. daß der Pabst Petri Nachfolger und Christi Stellvertreter sei.

Es sind dies alles Lehren, an welchen dem Papstthum viel gelegen ist, um welcher willen es Tausende und aber Tausende hingemordet hat, weil sie die eine oder andere oder alle nicht glaubten. Aber auch nicht eine können die Papisten aus der Schrift beweisen, für keine auch nur einen Beweispruch anführen. Bei einigen der Punkte ist der Schreiber im „Herold“ so offen, es geradezu einzugehen. So sagt er von der Lehre (1), daß man zur Maria beten soll —: „Das steht auch nicht in der heiligen Schrift.“ Betreffs der Lehre (2), daß nur die Priester den Wein im heiligen Abendmahl genießen dürfen, sagt er: „Auch das steht nicht in der Bibel.“ Betreffs der Lehre (5 a.), daß man zu den Todten beten soll, schreibt er: „Daß man das thun soll, steht nicht in der Bibel.“ Da-

von (7), daß Petrus Bischof in Rom gewesen ist, heißt es: „Auch dies läßt sich in der That nicht unumstößlich aus der heiligen Schrift beweisen.“

Der Leser merke sich diese Aussprüche.

In Betreff eines Punktes (5 b.), daß man für die Todten beten soll, sagt der Herold: (Das) „steht ganz deutlich im zweiten Buch der Maccabäer 12, 46.: Heilig also und heilsam ist der Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von den Sünden befreit werden.“ Ein Beweis aus der heiligen Schrift war gefordert worden, der „Herold“ weist auf ein menschliches Buch hin. Die Apokryphen, wozu die Bücher der Maccabäer gehören, sind nicht heilige Bücher, sie sind nicht durch heilige, vom Heiligen Geist getriebene Propheten aufgezeichnet (Ma-leachi war der letzte Prophet des Alten Testaments); sie ermangeln des prophetischen Geistes und enthalten Manches (wie das vom „Herold“ Angeführte), das den prophetischen Schriften wiederstreitet. Christus und die Apostel weisen uns nur auf die in der jüdischen Kirche zu treuer Hut übergebenen Schriften der Propheten, Luc. 24, 27. 44. Apost. 26, 27. Röm. 3, 2. 2 Petr. 1, 19. Die Papstkirche hat zwar auf dem Concil zu Trient im Jahr 1546 die apokryphischen Bücher für göttliche erklärt, aber deshalb sind sie es doch nicht. Und daß der Papst menschliche Bücher für göttliche erklärt, ist u. a. auch ein Beweis, daß die Papstkirche das Reich des Antichrists ist, des Widerwärtigen, der sich überhebt über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, 2 Thess. 2, 3. 4. Aber die Papstkirche kann die apokryphischen Bücher nicht wohl entbehren, sie bedarf derselben, um einige ihrer Irrthümer daraus zu beweisen. Daher glaubt denn der „Herold“ hier gewonnen zu haben und spricht: „Diese 18,000 Kronen hätten wir also ganz ehrlich und redlich verdient — schade, daß sie nur in der Einbildung existiren, wir könnten sie sonst gut brauchen.“ Auf diese 18,000 Kronen wird der „Herold“ wohl lange warten müssen, da der von ihm angeführte Spruch kein Schriftspruch ist und auch von dem Schotten nicht als solcher anerkannt werden wird.

Merke, lieber Leser, den Schriftbeweis ist der „Herold“ hier schuldig geblieben.

Die Römischen werden aufgefordert, zu beweisen (6), daß es mehr als einen Mittler zwischen Gott und den Menschen gebe. Da gibt denn der „Herold“ zu, daß Christus der vollkommene und eigentliche Mittler sei, will aber aus dem Buch eines papistischen Theologen, Thomas, beweisen, daß auch andere auf uneigentliche Weise Mittler zwischen Gott und den Menschen genannt werden. Aber ist das der Schriftbeweis, der gefordert wird? Nun, der „Herold“ weist auf Moses hin, der in der Schrift Mittler genannt werde. Aber Moses lebte im alten Testamente, das ein Vorbild des neuen war; bei unserer Frage handelt es sich um Mittler des neuen Testaments. Und dann war Moses Mittler nur für ein bestimmtes Volk, für das Volk Israel, dem er den Willen Gottes überbrachte, und er war Mittler nur, so lange er auf Erden lebte; die Papisten aber machen Verstorbene zu Mittelern.

Der „Herold“ fährt fort: „In diesem Sinne“ (wie Moses) „ist der Priester ein Mittler zwischen Gott und den Menschen.“ Nein, die Schrift belehrt uns eines andern. Im neuen Testamente gibt es keine Priester wie im alten Testamente. Das vorbildliche Priestertum des alten Testaments hat sein Ende in Christo erreicht. Um des Hohepriestertums

Christi willen sind alle gläubigen Christen geistliche Priester vor Gott. Der Apostel Petrus schreibt: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum“, 1 Petr. 2, 9. In der Offenbarung Johannis 1, 6. lesen wir: „Er (Jesus Christus) hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater.“ Als Priester haben die Gläubigen durch Christum, den Mittler, „den Zugang zum Vater“, Eph. 2, 18., „Freudigkeit und Zugang in aller Zudersicht“, 3, 12., und bedürfen keines andern Mittlers.

Es heißt weiter im „Herold“: „In diesem Sinne (wie Moses) ist jeder Mensch ein Mittler, der für einen andern betet, z. B. die Heiligen. In diesem Sinne gibt es unzählige Mittler zwischen Gott und den Menschen — und in diesem Sinne spricht auch die Kirche, wenn sie Maria eine ‚Mittlerin‘ nennt.“ Das sind wieder bloße Behauptungen. Moses war Mittler nicht bloß darum, weil er für das Volk betete, sondern besonders auch darum, weil er die göttlichen Offenbarungen empfing und sie dem Volke bekannt machte. Wohl kann ein Mensch für andere beten, aber darum ist er noch nicht ein Mittler zwischen Gott und diesen Menschen. Der „Herold“ sucht die Lehre, daß die Heiligen Mittler seien, so unschuldig darzustellen. Keine Schwindelei! Denn es ist eine greuliche Lüge, wenn Papisten sagen, sie hielten Christum für den eigentlichen Mittler, und die Heiligen, insonderheit Maria, nur insofern sie für uns bitten.

In der That werden die Heiligen, insonderheit Maria, Christo, dem einigen Mittler, zur Seite, ja über Christum gesetzt. Christus wird als grausamer Richter dargestellt, der erst durch Maria verjöhnt werden müsse. Man hält die Heiligen, besonders Maria, für barmherziger, als Christum. Nach der Anschauung des von den Pfaffen geleiteten Volkes steht Maria weit über Christo, den man nur als kleines Kind auf den Armen seiner Mutter kennt, welches, gehorsam dem Wort seiner Mutter, auch im Himmel thun muß, was sie fordert. Es ist blauer Dunst, wenn papistische Schreiber behaupten, in der römischen Kirche betrachte man die Heiligen bloß als Mittler, die für uns bitten, nicht als Mittler, die uns erlösen und versöhnen sollen. Die Heiligen werden nicht bloß als Fürbitter angerufen, sondern geradezu als Spender begehrten Wohlthaten. Man erwartet von ihnen Hülfe in leiblicher und geistlicher Noth, man schreibt ihnen Verdienste zu, Verdienste, die man neben das Verdienst Christi stellt. Die Apologie theilt eine römische Absolutionsformel mit, die also lautet: „Das Leiden unseres Herrn Jesu Christi, die Verdienste der Mutter Maria und aller Heiligen sollen dir sein zur Vergebung der Sünden.“ Der papistische Theolog Gabriel Biel (gest. um 1495) schreibt: „Nach der von Gott gemachten Ordnung sollen wir unsere Zuflucht nehmen zu der Hülfe der Heiligen, damit wir durch ihre Verdienste und Fürbitten selig werden.“ (Expos. can. Missae, Lect. 30. lit. l. p. 62 f.). In römischen Gebeten kehren oft solche Worte wieder: „Erlöse uns jederzeit von allen Gefahren. Versöhne uns mit deinem Sohne.“ (Des Kindes Theologie.) „Beschütze mich, o Maria, jetzt und bei meinem Ende vor dem Grimme deines erzürnten Sohnes.“ (Himmlicher Baumgarten, 1819.) Im Marienpsalter wird der Maria zugeschrieben, was der Psalter Davids Gott allein zuschreibt. Es heißt z. B. Ps. 51 (50): „Herrin, sei mir gnädig, die du die Mutter der Barmherzigkeit genannt wirst, und

nach deiner großen Barmherzigkeit reinige mich von allen meinen Missethaten.“ In einem deutschen Gesangbuch, das im J. 1573 in Dillingen erschien, heißt es: „Du Maria rein, durch deine Gehorsamkeit und gottselige Demüthigkeit hast dem Teufel zerknirscht sein Haupt und ihn aller seiner Macht beraubt.“ Daher wird auch in der römischen (lateinischen) Bibel 1 Mos. 3, 15. übersetzt: „sie (Maria, nicht er, Christus) wird dir den Kopf zertreten.“

Ja, die Papisten reden auch vom Glauben an die Heiligen. Der Jesuit Cornelius a Lapide schreibt: „Den Glauben, welchen wir an den Herrn Jesum haben, ganz denselben haben wir auch an alle Heilige.“ (Comment. in Ep. ad Phil.) Der Jesuit und Cardinal Bellarmin schreibt: „Der kann die Heiligen nicht anrufen als Heilige und Freunde Gottes, der nicht auf gewisse Weise an sie glaubt, d. h., der nicht glaubt, daß sie heilig seien, oder der nicht auf sie hofft, als auf Schutzheilige, oder der sie nicht als solche liebt.“ (1. l. de beat. S. c. 20.)

Ganz offenbar macht also die Pabstkirche die Heiligen zu Mittlern im eigentlichen Sinn neben Christo und daher die Aufforderung, zu beweisen, „daß es mehr als einen Mittler gibt zwischen Gott und den Menschen.“

Merke, lieber Leser, daß der „Herold“ auch in diesem Punkt den Beweis schuldig geblieben ist und schuldig bleiben muß.

(Schluß folgt.)

Seiden und Seidenchristen.

Die Hungersnoth in China.

Das Kaiserreich China ist das größte Reich der Welt, es zählt etwa 400 Millionen Bewohner; von uns aus liegt es gegen Morgen, dort in Asien breitet es sich aus, eine Welt für sich, überbevölkert wie kein anderes Land, selbst auf den Flüssen wohnen Unzählige in Rähnen und Schiffen.

Wie ist es denn nun zugegangen, daß dort im Jahre 1878 solch eine entsetzliche Hungersnoth ausgebrochen ist, die bis 1879 fortgemüthet hat?

Der nächste Anlaß war der Mangel an Regen. Schon im Jahr 1875 blieb der zum Gedeihen der Saat unentbehrliche Regen aus, und das Jahr darauf kam wieder kein Regen, und so währte dieser Nothstand fort nahezu drei Jahre. Denket euch, es regne einmal bei uns drei Monate nicht mehr, wie sieht es bei uns aus; und dort hat es fast 3 Jahre fort nicht mehr geregnet. Wir können uns denken, welche entsetzliche Dürre die Folge davon war; der Boden war wie ausgebrannt, er war wie ausgebrannt; alles Wachsthum und Gedeihen war von Feld und Flur gewichen. Dazu kommt, daß in Nordchina die ausgedehnten Ebenen seit langer Zeit immer mehr entwässert werden; im Innern Asiens hebt diese Entwässerung des Bodens an und zieht sich immer mehr ostwärts nach China herein. Und die kaiserliche Regierung von China hat dagegen nichts gethan, so viel sie auch hätte thun können. Wenn nun aber von oben kein Regen mehr kommt, und dazu diese Entwässerung immer weiter sich ausbreitet, ist es zu verwundern, daß eine entsetzliche Dürre immer weiter überhand nimmt? Und nicht bloß unterlassen hat man Alles, um diesem

Mißstand zu begegnen, man hat in China auch viel gethan, um den Boden zu ruinieren; statt den Boden für den Getreidebau zu benützen, hat man Opium gebaut, dieses Gift Chinas, das schauerlicher wirkt als der Branntwein, dadurch obendrein der Boden ausgegüht und ausgebröckelt wird. Und nicht genug, in demselben Jahre kamen auch Heuschrecken, es kamen entsetzliche Hagelwetter, und was die Heuschrecken, die alles verheert, noch übrig gelassen, zerstückte das Hagelwetter. Und dazu nehmen wir noch, wie überbevölkert China ist; kein Land der Welt zählt so viele Bewohner auf einem Flecken Landes; und wie es in China allenthalben an Verkehrsmitteln fehlt; es fehlt an Eisenbahnen; es fehlt an Landstraßen, denn die Regierung läßt alles beim alten und fürchtet sich, etwas Neues zu unternehmen — da verstehen wir es, wie, sobald einmal die Noth ausgebrochen, die Noth auch alsbald eine furchtbare werden mußte. Ich habe schon von mancher Noth gehört, habe schon manche Beschreibung allgemeiner und massenhafter Nothstände gelesen, aber eine solch entsetzliche Noth wie diese Noth in China habe ich doch noch nirgends gelesen — es war eine Hungersnoth im vollsten und schauerlichsten Sinne des Wortes.

Es ist nicht meine Absicht, alles was ich davon gelesen, euch mitzutheilen, der Jammer ist zu entsetzlich; aber Einiges mitzutheilen kann ich weber mir noch euch ersparen. Ich habe eine ganze Reihe von Berichten von Missionaren über diese Hungersnoth in China gelesen, ich habe eingehendere Schilderungen aller Art davon gesehen, so laßt mich wenigstens Einiges von alle dem euch erzählen. Was Hungersnoth ist, davon wissen wir alle so gut wie gar nichts; ein paar Züge von dem, was ich gefunden, mögen uns eine Ahnung des Jammers geben, der über China hereingebrochen.

Als die Dürre im Lande immer schrecklicher wurde, und die Hungersnoth immer weiter sich ausbreitete, als mit reißender Schnelligkeit die Hungersnoth fast über sämtliche nördliche Provinzen Chinas sich ausgebreitet hatte, da begann eine schreckliche Zeit. Was haben da die armen Leute nicht versucht, um den Hunger zu stillen. Erst verkaufte man, was nur irgend entbehrlich war; man verkaufte selbst die Kleider und bedeckte sich trotz der Kälte mit ein paar Lumpen; man verkaufte die Häuser — es waren nothdürftige Hütten — und grub unterirdische Gruben, die durch die Ausdünstung der darin angehäuften Menschenmassen freilich warm hielten, aber natürlich nur zu rasch zum Grab für dieselben wurden. In einem Dorfe hatten 30 Familien ihre Häuser eingerissen, um das Holz gegen Korn umzutauschen, 30 andere Familien waren ausgewandert, 20 Familien gingen bald elendiglich ganz zu Grunde. Die armen Hungernden aßen das Laub von den Bäumen; sie gruben Wurzeln aus; ein Distelstrauch war ein willkommenes Gericht; sie aßen Kartoffelkraut, Baumrinde und dergleichen mehr. In einer Gegend, wo es Schiefer gab, wurde Schiefer gemahlen und dann mit Spreu vermengt gebacken; die Schieferkuchen schmeckten gerade wie Staub und führten, öfter genossen, den Tod herbei. Und wie dann die Noth immer entsetzlicher wurde, begann man sich mit Menschenfleisch zu nähren. Viele junge Leute zogen umher und suchten Leichen ausfindig zu machen, die sie dann in Stücke schnitten und brieten, um ihre Familien davon zu ernähren. Und dabei blieb es nicht; es wurden auch Lebende getödtet, um als Nahrung zu dienen. Es wurde einmal ein Bettler aufgegriffen, der in seinem Korbe die Arme eines Knaben

hatte, und vor Gericht bekannte er, daß er schon lange von Menschenfleisch lebe, er habe schon sieben Menschen aufgezehrt, darunter einen 12jährigen Knaben, den er getödtet habe, weil er seinen Hunger habe stillen wollen. Ein junger Mensch tödtete im Einverständnisse mit seinem Vater seine junge Braut, ein Vater seinen 6jährigen Sohn, ein Sohn seinen eigenen Vater. Der Hunger war so schrecklich, daß man auch vor dem Grauenhaftesten nicht zurücksteuerte.

Die Sterblichkeit war eine entsetzliche. Die Kinder achtete man gar nicht mehr; man warf die armen Würmer einfach über die Mauer oder legte sie Anderen vor die Hausthüre. Ein Christ hörte einmal Morgens in aller Früh einen Schubkarren fahren und vor seinem Hause umstürzen, und als er sich umsah, lagen sechs kleine Kinder vor seiner Thürschwelle, alle bereits am Tode. Und wie mit den Kindern, so war es ähnlich mit den Erwachsenen. Auf den Straßen und Feldern, in Städten und Dörfern sah man Sterbende und Leichen; man konnte nicht aus dem Hause gehen, ohne auf Leichen zu stoßen. Ein Missionar erzählte, er habe einmal einen Mann gesehen, der nicht weiter gehen konnte, sondern auf Händen und Füßen sei er weiter gekrochen, und eine Mutter habe er gesehen, die ihren 14jährigen todtten Sohn auf dem Rücken fortgeschleppt; ein andermal habe er zwei Brüder von 15 und 18 Jahren gesehen; jeder war gestützt auf seinen Stab; beide schienen 80jährige Greise; und wie er weiter gekommen, da habe er Leiche an Leiche draußen gefunden, und die Hunde wie die Raubvögel hätten ihr Mahl gehalten.

Man hat es versucht, Berechnungen anzustellen, wie viele in Folge der Hungersnoth gestorben sind. Eine englische Zeitung, die in China ihre Berichterstatte hatte, erzählt, daß chinesische Zeitungen die Zahl der Verhungerten auf 5 Millionen angeben; und in einem Missionsblatt, das in China selbst seine Nachrichten empfängt, wird mitgetheilt, daß die Hungersnoth sich über 5 oder 6 Provinzen Chinas erstreckt habe, die etwa so groß wie Deutschland und Oesterreich zusammen sind und mehr als 70 Millionen zählen, und davon seien durch Hunger wie durch Seuchen etwa 7 Millionen Menschen weggestorben.

In China selbst ist ein Büchlein erschienen, in welchem Jammer-scenen dieser Art nicht nur mit Worten beschrieben, sondern auch in einer Reihe von Bildern dargestellt werden. Eine Nachbildung dieser Darstellungen findet sich auch in deutschen Missionsblättern. Da sieht man auf einem Bilde eine Wöchnerin da liegen, das Kind ist todt und die Mutter ist verhungert; auf einem andern Bilde sieht man zwei Männer, die eben ein paar Leichen zerlegen; auf einem dritten Bilde sieht man eine Frau, die sich aus Hunger aufgehängt hat, und drei andere stürzen sich in einen Teich. Der Titel des Büchleins lautet: „Bilder aus der schrecklichen Hungersnoth in China, welche Eisen weinen machen könnten!“

Ihr werdet fragen, was denn nun zur Vinderung einer solchen Noth geschehen ist.

Als der Regen gar zu lange ausblieb, da begannen Einzelne auf ihre Weise zu helfen. Man hielt Prozessionen; man belud sich mit Ketten, um für seine Sünden Buße zu thun; man betete zu den Götzen und betete oft und viel und hielt lange an mit solchen Bittgängen. Wenn ein Gott nicht half, versuchte man es dann mit einem andern, und so wandte man sich von einem zu dem andern — die armen Leute! Der Regen kam nicht, und die Noth wurde immer größer!

Da versuchte es die Regierung auf einem andern Wege. Sie kaufte Getreide zusammen in den Provinzen des Reiches, wo die Noth nicht war, und große Summen wurden darauf verwendet. Aber wie schwer war es doch, das Getreide an Ort und Stelle zu bringen; es fehlte an allen Verkehrsmitteln; es fehlte selbst nicht an Räubern, die den Transportzügen lauerten. Und wie viel blieb dann noch in den Händen der Beamten! Und was dann noch an Ort und Stelle wirklich zur Vertheilung kam, das wurde so verwendet, daß es kaum mehr eine Wohlthat war. Die kaiserliche Regierung verstand es nicht, den armen Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Ungeheure Summen wurden vergeudet, und die Hungernden hatten nur wenig davon!

Da waren es Andere, die Hülfe brachten; es waren Fremde, und die Männer, die halfen, waren die Missionare. In China wohnen des Handels halber viele Europäer und Amerikaner. Diese reichen Kaufleute haben schöne Summen beige-steuert. Einer gab 10,000 Mark, Andere gaben in die Tausende, aber den Behörden wollten sie nichts geben; die, sagten sie, lassen doch nichts unbeschritten an die Bedürftigen kommen, sondern den Missionaren gaben sie Alles. Und wie man auswärts hörte, wie es in China stehe, so wurde auch dort für die Hungernden gesammelt. In England war kurz vorher für die Hungernden Ostindiens gesammelt worden, und dennoch kamen auch jetzt für die Noth Chinas 800,000 Mark zusammen, und Alles wurde den Missionaren übergeben.

Sie haben Wunder von Aufopferung und Hingebung verrichtet, diese Missionare, und Alle, die diese Männer beobachtet, sind ihres Lobes voll.

Mitten hinein in die Stätten der Noth sind sie gegangen; sie haben der Hungernden sich angenommen und ihnen geholfen, wo sie nur konnten. Sie wußten, wie gefährlich es war, mit großen Geldsummen in diese Gegenden zu gehen, wo überall Räuber sich befanden; sie wußten es, welche Krankheiten und Seuchen dort herrschten, denn der Hungertyphus kam oft genug vor; sie wußten es endlich, welche Schwierigkeiten es hatte, eine richtige Vertheilung vorzunehmen. Und doch haben sie Alles gethan und haben es willig gethan, und Manche haben darüber ihr Leben aufgeopfert.

Wer China kennt, der weiß auch, welcher ein hervorragender Charakterzug der Chinesen der Eigendünkel ist. China dünkt den Chinesen als das Himmelreich, der Chinese dünkt sich hoch über alle übrigen Menschen, und die Fremden nennen sie nur die „rothhaarigen Teufel“, auf die man mit Verachtung herunterblickt. Was hat man sich in China nicht Schlimmes erzählt, als Missionare von diesen „Barbaren“ ins Land kamen; wie warnten die Beamten vor diesen Verführern, wie man sie nannte! Und nun waren diese Missionare die Retter in der Noth, die mitten hinein in das Elend traten und Leib und Leben und Alles aufopfert, während die Beamten nichts thaten oder wohl gar sich bereicherten.

Als einmal um diese Zeit Tausende um die Missionare sich scharten, da sagten sie: „Was, sind das die Ausländer, von denen wir so viel gehört haben, diese böswilligen, gleißnerischen, falschen Ausländer? Wir wollen nie wieder Uebles sprechen von ihnen, wollen nie wieder glauben, was unsere Mandarinen uns von ihnen vorreden! Die Mandarinen lassen uns Hungers sterben, während die Ausländer, welche sie uns hassen lehrten, ihr eigenes Leben einsetzten, um das unsere zu retten!“ Das war eine Stimme von vielen,

so hieß es im Lande hin und her — und gerade so urtheilte hernach auch die Regierung.

Der Handelsminister für Nordchina, der Vizekönig Yi Hang Tschang, wurde am Geburtstag der Königin von England von dem britischen Consul zu einem Festmahl eingeladen; es war das erste Mal, daß ein chinesischer Vizekönig solch eine Einladung angenommen. Dabei sprach er seine Wünsche für die Königin von England aus und pries dann in den wärmsten und dankbarsten Ausdrücken die Anstrengungen, denen die Fremden sich zur Vinderung der Noth unterzogen hätten. Und als derselbe hohe Beamte von dem Tode etlicher Missionare hörte, sprach er: „Es muß Etwas sein an einem Glauben, der fremde Männer antreibt, nach China zu kommen und freiwillig ihr Leben auf das Spiel zu setzen, ja dasselbe zu opfern über dem Unterricht und der Hülfeleistung, welche sie dem Volke dieses Landes zu Theil werden lassen!“

Die kaiserliche Regierung hat allen auswärtigen Regierungen in einem Rundschreiben gedankt für alle Gaben der Fremden, und der chinesische Gesandte in London hat dort in der gelesesten Zeitung das Gleiche gethan und hinzugefügt, daß das, was England jetzt für ein weit entferntes Land thue, eine That uneigennütziger Liebe sei, für welche das chinesische Volk allezeit sein Schuldner sein werde. Und wie der Kaiser vom Tode solcher Missionare hörte, befahl er seinem ersten Minister, ihm die Namen dieser Männer mitzutheilen und in der Staatszeitung sie überall bekannt zu geben. Eine chinesische Zeitung, die früher viel dazu beigetragen, die Bitterkeit des chinesischen Volks gegen alle Fremden zu nähren und zu steigern, schrieb jetzt öffentlich: „Die Missionare der Religion Jesu, die in unser Land gekommen, haben unsere Noth als ihre eigene, unseren Mangel als ihren Mangel angesehen; sie haben vieler Noth geholfen und großen Schaaren das Leben gerettet; sie haben sich solchen Anstrengungen unterzogen, daß sie darum ihr Leben verloren. Aber sie fürchten keine Gefahr, scheuen auch nicht vor dem Tode zurück; schon sind Andere bereit, das Wert jener fortzusetzen und in ihre Fußstapfen zu treten. Es ist schwer für den Menschen, es so weit zu bringen, und doch weist die Religion Jesu zahlreiche Beispiele hiervon auf zum Beweis für die Tiefe und Kraft der Rechtchaffenheit der Gesinnung, die man durch dieselbe erlangen kann. Lasset uns also die Liebe und das weitherzige Wohlwollen der Missionare dankbar bewundern, die imstande gewesen sind, ein solches Selbst- und Liebesopfer mit so großer Hingabe darzubringen; laßt uns auch anerkennen die geheimnisvolle Wirksamkeit und Kraft der Lehre Jesu, von welcher wir solche Beweise haben!“ Das ist auch ein Zeugnis für die Missions-sache, und zwar ein Zeugnis aus Feindes-mund!

(Nach „Schlier, Missionsstunden“.)

Trauerbotschaft.

Noch nach dem Schulschluß, während die Schüler bis auf einige wenige schon in die Ferien nach Hause gereist waren und die Lehrer der Synodalversammlung zu St. Paul in Minnesota beiwohnten, hat der Tod in unserer Anstalt zu Watertown Einkehr gehalten. Ein treuer und hoffnungsvoller Schüler der Tertialklasse, Heinrich von Rohr, Sohn des Herrn Pastors Ph. von Rohr und seiner Ehegattin zu Winona, Minn., ist am 26. Juni von schmerzlichen Leiden durch einen sanften Tod erlöst worden.

Am Pfingstsonntag Abend war er von einer Unterleibsentzündung befallen worden, die ihm heftige Schmerzen bereitete, aber doch einen günstigen Verlauf zu nehmen schien, so daß man seiner baldigen Genesung und Heimkehr ins Vaterhaus entgegensehen zu dürfen glaubte. Allein in Gottes Rath war es anders beschlossen. Am obengenannten Tage steigerten sich die Schmerzen wieder und in später Abendstunde, noch ehe der eilig von St. Paul herbeschiedene Vater anlangen konnte, verschied der Kranke in den Armen der tiefbekümmerten Mutter.

Am Dienstag den 29. Juni Abends 6 Uhr wurde im Saal der Anstalt, der von den noch anwesenden Mitschülern des Entschlafenen in angemessener Weise geschmückt worden war, unter zahlreicher Theilnehmung der Freunde ein Trauergottesdienst abgehalten, wobei Herr Pastor Brockmann predigte und die Schüler ein vierstimmiges Trauerlied sangen. Sodann wurde die Leiche nach dem Bahnhof gebracht und mit dem Nachtzug nach Winona befördert, wo sie ihre letzte Ruhestätte finden sollte. Die Beerdigung fand daselbst statt am Mittwoch, den 30. Juni Nachmittags. Die Feierlichkeit im Trauerhause, sowie auch zuletzt am Grabe leitete Herr Präses Bading. In der Kirche, in welcher sich eine ungemein zahlreiche Trauerversammlung eingefunden hatte, hielt Herr Professor Gräbner die Leichenpredigt, welcher er den Text Jer. 31, 9. zu Grunde legte. Da Tags zuvor die Synode in St. Paul sich vertagt hatte, so waren von dort die Lehrer des Entschlafenen, sowie eine Anzahl von Pastoren gekommen, um ihn zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten und die tiefbetrübten Eltern in ihrem Schmerz zu trösten. Allgemein war auch die Theilnahme der Bewohner der Stadt und der Umgegend, und ein Leichenzug, wie ihn Winona kaum je zuvor gesehen, folgte dem mit Blumen Spenden bedeckten Sarge.

Der so frühe Entschlafene hatte ein Alter von 17 Jahren erreicht. Er war geboren zu Winona am 24. Mai 1869 und ist daselbst am Oftern 1883 konfirmirt worden. Dem Watertowner Collegium hat er als Schüler zwei Jahre lang angehört. Ein gehorsamer und liebevoller Sohn und Bruder war er die Freude seiner Eltern und Geschwister; ein folgsamer, stiller und fleißiger Schüler genoß er die Achtung seiner Lehrer und seiner Mitschüler und hat einen großen Kreis von Freunden hinterlassen, die über seinen jähen und frühzeitigen Heimgang trauern. Wolle Gott der Herr insonderheit die trauernden Eltern und Geschwister trösten, also daß sie an sich selber erfahren: „Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet.“ Psalm 68. N.

Kürzere Nachrichten.

— Prof. Schmidts norwegisches Blatt „Lutherste Vidnesbyrd“ bringt in seiner Nummer vom 10. Juli folgende Mittheilung: „Während der Versammlung des Iowa-Districts in Austin hielten die Antimissourier mehrere Privatversammlungen anlässlich der Frage nach Errichtung eines eigenen Predigersseminars. Das Resultat, zu welchem man nach reiflicher Ueberlegung gelangte, war, daß man vom Herbst an mit einem Seminar in Northfield, Minn., mit zwei oder vielleicht drei Lehrern den Anfang machen wird. Dies zu vorläufigem Aufschluß. Das Unternehmen wird ohne Zweifel in weiten Kreisen mit Freuden begrüßt werden.“

Ja, das glauben wir auch. Nachdem nämlich die Schmidt'sche Partei auf allen Linien immer neue Verluste erlitten und bei den in diesem Jahre abgehaltenen Districtsynoden eine so kräftige „missourische“ Luft geweht hat, daß die Schmidtianer einen nicht gelinden Schnupfen davontragen mußten, scheint man ja nun allen Ernstes ans Einpacken zu gehen und Vorkehrungen zu treffen für den Auszug aus dem „alten lutherischen Haus“, in welchem man sich seit Jahren so übel aufgeführt hat.

— Eine holländisch-reformirte allgemeine Synode, die vor Kurzem in Grand Rapids, Mich., tagte, hat die ihr vorgelegte Frage, ob ein Gemeindeglied zugleich auch Glied des Ordens der Arbeits-Mitter sein könne, nach längere Besprechung dahin beantwortet, daß, wer sich zur Gemeinde bekenne, nicht Glied dieses Ordens oder einer ähnlichen Genossenschaft sein könne, und daß man vor dem Anschluß daran ernstlich warnen solle.

— Die Generalsynode der Presbyterianaer, die jüngst in Minneapolis, Minn., versammelt war, hat beschlossen, im Jahre 1888 ein Jubiläum zu feiern zum Andenken an die 1788 geschehene Verpflanzung des Presbyterianismus nach Amerika. In der Zwischenzeit soll ein Dankopfer von \$5,000,000, sprich fünf Millionen Dollars, gesammelt werden.

— In Logansport, Ind., hat eine Frau Mina Bachmann den Pastor und den Vorstand der deutschen lutherischen Kirche gerichtlich belangt, um sie zwingen zu lassen, das Läuten mit den Kirchenglocken einzustellen. Die Frau giebt an, daß ihre Tochter, die schon seit Jahren krank sei, bei jedem Läuten eine gefährliche Verschlimmerung ihres Zustandes erfahre, und sie verlangt außer dem Läuterverbot noch tausend Dollars Schadenersatz. Wir werden zu erfahren suchen, wie der Prozeß auslaufen wird.

— Für die amerikanische Türkei sind die von den Mormonen ausgesandten Werber besonders in der Schweiz und in Schweden und Norwegen thätig. In der Schweiz hatten sie in vorigen Jahre 511 Mitglieder, 28 Aelteste, 16 Priester, 34 Lehrer. In New York kamen vor einigen Wochen mit dem Dampfschiff „Nevada“ 400 schwedische, deutsche und englische Einwanderer an, die den mormonischen Sendboten in die Reize gegangen waren und auf der Reise nach Utah begriffen sind.

— In der alten deutschen Stadt Nürnberg steht seit dem vierzehnten Jahrhundert die herrliche Sebalduskirche, ein Meisterstück mittelalterlicher Kirchenbaukunst, die Kirche, an der einst Luthers Schüler und Freund Veit Dietrich dreizehn Jahre lang bis an sein Ende gewirkt hat. Dieser altherwürdige Bau hat nun unter den Unwettern und allerlei schädlichen Einflüssen so vieler Jahre sehr gelitten und würde in nicht ferner Zeit eine baufällige Ruine werden, wenn nicht, wie jetzt beabsichtigt wird, eine gründliche Ausbesserung vorgenommen würde. Zur Bestreitung der Unkosten, die eine Wiederherstellung des Baues in ursprünglicher Schönheit mit sich bringen würde und die auf 736,000 Mark berechnet sind, hat sich ein Verein gebildet, der aber an eigenen Beiträgen und unter Freunden gesammelten Geldern erst 24,000 aufgebracht hat. Jetzt hat man um Erlaubnis zur Veranstaltung einer großen Lotterie nachgesucht, die das noch nöthige Geld zu dem beabsichtigten Kirchbau abwerfen soll!

— Ein separirter luth. Pfarrer in Meßingen (Hessen-Kassel) hielt einem verstorbenen Gemeindegliede eine Leichenrede. Infolgedessen wurde er vor das Schöffengericht geladen und zu einer Geldbuße von 5 Mk. verurtheilt. Er appellirte gegen dieses Urtheil, sich darauf stützend, daß er ordiniertes Geistlich. r der alten hessischen luth. Kirche sei. Aber die Strafkammer zu Kassel bestätigte das Urtheil. Es giebt nämlich in Hessen eine merkwürdige Polizeiverordnung, welche den Laien das Halten von Leichenreden verbietet; da nun die dortigen Lutheraner vom Staat nicht anerkannt sind, solche Anerkennung auch überhaupt nie verlangt worden, so bleibt dieser Pfarrer trotz aller Ordination ein Laie in den Augen der Polizei. So berichtet das Straßburger „Monatsblatt“.

— Von den sittlichen und religiösen Zuständen der Bevölkerung Berlins, der Hauptstadt Preußens und des deutschen Reichs, entwirft ein deutsches Blatt ein schreckliches Bild. Die Massen des Volks werden mehr und mehr durchgiffet von sozialistischen Bestrebungen. Die alten Kirchen werden von den Behörden vernachlässigt, und mit knapper Noth bewilligt man die nöthigen Mittel, um sie in gefrauchsfähigem Zustand zu erhalten. Der Kirchenbesuch ist überaus schlecht, und zur Errichtung passend gelegener neuer Kirchen, die als Missionskirchen dienen könnten, giebt niemand die Mittel her. Tausende müssen den Sonntag über arbeiten und werden von allen öffentlichen Gottesdiensten gänzlich entzöhnt. Da ist es denn kein Wunder, wenn aller Staatskunst und allen Reden und Maßregeln derer, die am Ruder sitzen, zum Troß das Schiff immer unlenkbarer vom Strudel des Zeitgeistes fortgerissen wird.

Missionsfest.

Am III. Sonntag nach Trinitatis feierte die Gemeinde zu Ahnape, Wis., in einem lieblichen Wäldchen drei Meilen von der Stadt ihr diesjähriges Missionsfest. Da es um die Zeit, da die Festgäste sich auf den Weg machen mußten, ganz sachte bei unwölktem Himmel aufing zu regnen, so hätte ein unzufriedener Mensch Gelegenheit gehabt, jedenfalls unzufrieden über das Wetter zu sein und zu sprechen: Regnet es, so ist das schlimm für unser Missionsfest, und regnet es nicht, sondern bleibt so trocken, wie es nun seit Monaten gewesen ist, so ist es wieder schlimm für unsere Felder, die des Regens so sehr bedürfen. Bei uns hieß es jedoch umgekehrt: Regnet es, so freuen wir uns und danken Gott der Felder wegen, die nach Regen lechzen; regnet es nicht, so freuen wir uns auch und danken Gott des Missionsfestes wegen, das freilich durch den Regen gestört würde. Und so haben wir uns denn gemeinsam gefreut, als noch vor Beginn des Gottesdienstes der Regen vorüber war und das Gewölk sich verzog und nun die stattliche Christenschaar, bestehend zum guten Theil auch aus Gliedern der benachbarten Gemeinden der Hrn. Pastoren Döhler sen. und Stute, ihre geistlichen lieblichen Lieber durch die Wipfel der Bäume empor gen Himmel bringen ließ und in Andacht den Festpredigern lauschte, vormittags dem Unterzeichneten, nachmittags Herrn Pastor Stute. Der Ortspastor, Herr P. Döhler jun., versah den Altardienst. Die Collecte betrug etwas über \$50.00, womit jedoch hoffentlich der Segen dieses Missionsfestes nicht soll abgethan sein.

Einführung.

Nachdem Herr Pastor J. C. Himmler, bis daher Pastor der luth. Gemeinde zu Lyons, Wis., einen ordentlichen Beruf von der ev.-luth. Gemeinde zu Town of Maine, Marathon Co., Wis., erhalten und angenommen hatte ist derselbe im Auftrage des hochwürdigen Präses unserer Synode am Sonntage Trinitatis, den 20. Juni d. J., vom Unterzeichneten in sein neues Amt öffentlich und feierlich eingeführt worden.

Der Herr segne seinen Diener, daß auch an diesem Ort sein Reich vermehrt und sein guter gnädiger Wille an Vielen erfüllt werde zu seines Namens Ehre.

W. Bergholz.

Adresse: Rev. J. C. Himmler,
Wausau, Wis.

**Die evang.-luth. Synodal-
conferenz**

versammelt sich D. v. am 11. August d. J. in der Kirche des Herrn Pastor J. A. Hügli in Detroit, Mich. Wer Quartier wünscht, melde sich rechtzeitig bei Herrn Pastor Hügli.

Eine Arbeit über Inspiration der heil. Schrift von Herrn Prof. Gräbner liegt zur Besprechung vor.
Addison, den 8. Juli 1886.

T. Johannes Große, Secretär.

Conferenz-Anzeigen.

Die gemischte Pastoral- und Lehrer-Conferenz von Manitowoc und Sheboygan Co. versammelt sich, s. G. w., vom 3. bis 5. August bei Herrn Pastor Hillemann in Town Herman.

Lehrgegenstände sind: 1. Thesen über die Frage: „Sind die Verheißungen des Evangeliums bedingt oder unbedingt?“ von Herrn Pastor R. Pieper. 2. Thesen über Lebensversicherungen, resp. Wucher, und 3. Exegese über Eph. 1. von Herrn Pastor J. Köhler.

Rechtzeitige Anmeldung wird gefordert.

J. Herzner, Secretär.

Die nordwestliche Konferenz versammelt sich, so Gott will, in Wrightstown vom 9. bis 11. August. Thesen: „Ueber die letzten Dinge.“

Anmeldung wird erbeten.

Christian Popp.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXI: PP Hillemann 10.50; Koch 15.75; Gräbner 22.05; Beilke 1; Haase (für Adrian, Hackbarth, Kluck, Bonnet, Boje) 5.25; Gevers 22.05.

Jahrg. XX: Herr Kalfahs 1.05.

Jahrg. XXI, XXII: Herr Richter 2.10.

Th. Jäkel.

Für das Seminar: P Probst, Coll. der Gem. in Hartford \$8.45, von R. R. \$2.90; P Reibel, Pflingstcoll. \$8.75; P Lugenheim, Collecte \$2.42; P Jäkel, von Bretthauer \$1, Dankopfer von Frau H \$2.

Für die Anstalten: P Mayerhoff, Missionsfestcoll. \$22.40; P Döhler, Theil der Missionsfestcoll. \$10.

Für das College: P Bading, von Frn. Geiger \$5.00.

Th. Jäkel.

Für das College erhalten: Durch P Nicolaus, Pflingstcoll. \$7, von dessen werthen Frauenverein \$5, pers. B. \$3; P G Denninger, Pflingstcoll. der Gem. in Menasha \$5; P Steyer, Coll. \$5; P Monhardt, Pflingstcoll. der Gem. in Caledonia \$5, do. der Gem. in Watertown \$18.15; P Ph Köhler, Pflingstcoll. \$10; P Schrödel, Pflingstcoll. der Joh.-Gem. \$14.50; P Eidmann aus Center \$5.30, aus Blad Creek \$2.13; P Tr. Genfite, Coll. der Gem. zum Krippein Christi \$14, der Immanuelsgem. \$6, der Dreieinigkeitsgem. \$7.50; P B Kleinlein, Coll. der Gem. in Kewaunee \$3.75. P Haase, ges. in der Gem. zu Ft. Atkinson, von H Tems, A Gröler je \$2, J Steinberg, C Lemke, Frau C Witte, J Schrank, A Hackbarth, J Bölker, G Sommerfeld, A Kus, I Wiedenhöft, A Wegner, Witwe A Sprengling, Witwe C Haase, Frau C Langhoff, C Hackbarth, D Bonnet, J Hechler, Frau C Hechler, Catharina Geis, Emma Hechler, J Wildermann, J Gauger, J Boldt jun., H Benzke, A Prust, J Gauger, R Boje, M Bod, C Karo je \$1, J Hechler \$1.50, W Blog, C Eßlein, J Ranig, A Bruch, C Wegner, W Sommerfeld, N. R., A Felbel, J Andree, G Horn, C Rohde, Witwe B Schweizer, Ph Müller, A Hackbarth je 50 Cts., C Marpelier, A Helmig je 25 Cts., Summa \$40. P Hölzel, Coll. auf der Hochzeit des D Althaus \$7.45, Lehrer Brenner \$2; P Günther, Pflingstcoll. \$4.28; P Voß, Coll. \$5.60; P Brenner, von F Habek \$1.50; P v. Rohr, Pflingstcoll. \$13; P Vabenroth, Abendmahlscol. \$5.36; P Ave-Lallemant, Coll. \$10; P Freund, für die Anstalt \$5; P Eidmann, Dankopfer von A Zühlke \$1; P Kluge, Coll. in Caledonia \$4.30, in Dale \$4.80; P Nicolaus, von Fr. Schulz 50 Cts.; P Chr Sauer, von der Hauscoll. in Mecan von R Nyster \$1, Frau Ponto, Mr. Mataske 50 Cts., C Sommerfeld 25 Cts.; P Hacker, Pflingstcoll. in Hortonville \$4.75; P Töpel, Coll. in Eaton \$2.19; P M Denninger, aus der Parochie Mosel \$10.00.

Für arme Schüler erhalten: Durch P Vabenroth ges. auf der Hochzeit des H Lühmann mit Lena Went \$8.80, pers. B. \$5; P Nommensen, pers. B. 5, H Heuer \$1, I Variels 50 Cts., Beckmann u. Sohn \$3, R Niemann \$0.50, A Dressendörfer \$2.

J. H. Brodmann.

Für die Synodal-Casse: P Kilian \$3.20; P Schrödel, von der St. Joh.-Gem. \$2.05, pers. B. \$2.95; P Conrad, St. Petrigem. \$3; P Jäger, St. Petrigem. \$9; P Waldt \$6.30; P Mayerhoff \$10.96; P Dammann, von fr. Gem. \$5.

Für Synodalberichte vom letzten Jahre: P Mayerhoff \$2.

Für die Heiden-Mission: P Koch, Theil der Missionsfestcoll. fr. Gem. \$10; Gem. in Dshkosh, Theil der Missionsfestcoll. \$10; P F Greve, Theil der Pflingstcoll. seiner Gemeinde \$2.80; P Sprengling, von Ungenannt \$5.

Für die Neger-Mission: P F Greve, Theil der Pflingstcoll. seiner Gemeinde \$2.80; Dshkosh, von Frau W. \$0.25.

C. Dowidat.

Für den Seminar-Haushalt: Durch P H Kilian, Wausau, Wis., Butter in Pfunden von den Frauen Genrich 4, Brill 6, Christian 4, Strehlow 1½, Raß 10½, zus. 26 lb. Von Frau Bepersdorff, St. Markusgem. in Milwaukee, Gemüse. Von einem

unbekannten Geber durch die Post empfangen, mit Poststempel Milwaukee N. W. Station, \$1.

Für arme Studenten: Durch P J Bading, coll. für Stud. Schinkel von Frau Witwe Jacobs und Herrn C C Schmidt Kostgeld für 2 Tertiale \$30. Durch P J Stiemke in Kirchhahn coll. auf der Hochzeit von F Dhm und Juliane Tischler \$6.87. Dankopfer von Frau C Scheunemann für gesegneten Kirchgang \$2. Durch Vorsteher Schäfer der St. Matth.-Gem. in Milwaukee \$1. Von Frau Christgau, Gnadengem. in Milwaukee 2 Paar mollene Socken.

C. N o t z.

Durch Herrn P J Stiemke zu Kirchhahn, Wis., eine Collecte im Betrag von \$4.17, welche beim Begräbnis von C Liesener erhoben wurde, erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

S. Gieschen.

Für die Emigranten-Mission dankend erhalten durch P C Dowidat \$3.97, Theil der Missionsfestcoll. fr. Gem.

New York, den 19. Juli 1886.

S. K e p l, 8 State Str.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodabuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

**Dr. Martin Luthers
Kleiner Katechismus**

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

**A First Course
in****Composition and Grammar.**

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil II.

Für Mittelklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben

von

A. F. Ernst.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee, Wis.

Herr Werner wird Allen, welche biblische Bilder, besonders die bekannten Bilder von Behele, das Abendmahl von Leonardo, auch gute Zeichenvorlagen für Schulen, Zeichenhefte, Bilderrahmen zc. beziehen wollen, aufs beste empfohlen.